

Europa der Zukunft wird nur dann eine gemeinsame Identität finden können, wenn es sich der Bedeutung des Christentums für die europäische Zivilisation immer wieder vergewissert. Und die Bürger Europas sollten gemeinsam dafür eintreten, dass dieses vereinigte Europa, der größte Wirtschaftsraum und die größte politische Union der Welt, seine christlichen Wurzeln nicht vergisst, damit es auch in Zukunft als das wahrgenommen werden kann, was es heute ist: kein Christenclub und kein Abendland, aber doch ein ~~zunehmend~~ christlich geprägter Kontinent.

12

Inflationskontrolle. Die christliche Unterscheidung zwischen hoher und niedriger Transzendenz

Johann Ev. Hafner

1. Christentum als Kultur?

Die christliche Unterscheidung zwischen hoher und niedriger Transzendenz: Das klingt ziemlich vollmundig, ist der Gegenstand „Christentum“ doch ein weites Feld. Zu ihm gehört ja nicht nur seine dogmatische Gestalt, sondern auch seine historische Gewordenheit, seine liturgische Praxis, seine privatfrommen Ausdrucksformen usw. Man redet daher heute gerne von Christentum als Kultur, weil man mit diesem Begriff die Mehrdimensionalität dieser Religion zu bezeichnen versucht. Von Kultur sprechen wir auch dann noch, wenn niemand mehr irgendwas glaubt, denn immerhin hat das Christentum das Abendland kulturell geprägt. Überall stehen Kirchen in der Landschaft, in Bayern und sogar in Brandenburg. Wenn ein Mensch stirbt, verwendet man in den allermeisten Fällen Kreuze.

Vor Monaten kam eine meiner konfessionslosen Studentinnen bei einem tragischen Verkehrsunfall ums Leben. Die ebenso konfessionslose Mutter und der atheistische Vater wollten ihre Tochter aber von einem Pastor und vom Religionsprofessor beerdigt haben, sie wollten eine hebräische Inschrift auf dem Grabstein und setzten ihrer Tochter ein Marterkreuz an den Unfallort. Auf die kulturelle Verwendung und die Allgegenwart christlicher Symbole scheinen wir uns also noch lange verlassen zu können, auch wenn dahinter weder Glaubenswissen noch Kirchenengagement stehen. Zwei Punkte gilt es, von Anfang an zu bedenken. Zuerst die gute Nachricht:

1.1 Das Fortbestehen christlicher Versatzstücke spricht für eine gesellschaftliche Nachfrage

Aus dem hartnäckigen Fortbestehen christlicher Versatzstücke spricht eine gesellschaftliche Nachfrage. Anscheinend kann eine säkulare Kultur nicht ganz ohne die Rede vom Christlichen auskommen. Profi-Christen nehmen das mit Genugtuung wahr und blicken einerseits etwas generös auf diese plötzlich aufbrechenden Nachfragen herab, andererseits erfüllt es uns mit Argwohn, denn heilige Symbole wie „Kreuz“ oder „Himmel“ werden dadurch gewissermaßen enteignet und oft unsachgemäß gebraucht.

War nicht der Trend der letzten Jahrzehnte, den Glauben zu kontextualisieren, einzubetten in Lebensbereiche? Nun aber kommt es zu einer Art Dekontextualisierung, auf Neudeutsch: *disembedding*. Daraus folgt, dass das Christentum in eine neue Rolle gedrängt wird: nämlich in die der Dienstleisterin für biografische Bedürfnisse. Anders als früher, aber nicht mehr für die Alltagssorgen, nun konzentriert auf die Lebenswenden. Nirgendwo ist eine Zunahme von Wettersegnen oder regelmäßigen Andachtsbeichten zu beobachten, wohl aber die Nachfrage nach Hochzeit und Beerdigung. Wir als Christen wissen, dass wir uns diesen Schuh nicht einfach anziehen dürfen, sondern wie jeder gute Dienstleister mehr bieten müssen, als nachgefragt wird. Schließlich wollen die Menschen nicht einfach eine Bedürfnisreligion für ihre religiösen Bedürfnisse, sondern sie besitzen ein Bedürfnis nach dem Bedürfnisunabhängigen. Wenn Menschen etwas attraktiv finden am Christentum, dann dasjenige, was ihre Suche anregt, nicht was ihre Fragen beantwortet.¹ Und das gilt auf individuellem Niveau bei Geburt, Heirat und Tod, das gilt auch auf gesellschaftlichem Niveau, wo man vom Christentum Werte will. Unser Angebot soll immer auch überraschen, enttäuschen, überfordern.

1.2 Das Christentum – Ein Anbieter unter anderen

Die Hartnäckigkeit von dekontextualisierten, christlichen Motiven bei Halbheiden zwingt uns anzuerkennen, dass das Christentum ein Anbieter unter anderen ist und niemand zum Kirchenengagement gezwungen werden kann. Diese Situation ist nicht neu, wurde aber immer nur als eine äußerliche Bestimmung gedeutet. Die Religionswissenschaftler und Pastoraltheologen malen seit den 1980ern den religiösen Bastler im Sinn-Supermarkt an die Wand. Ob es den Bastler wirklich gibt, das bezweifle ich stark, aber dass es den Supermarkt gibt, darüber können wir nicht mehr hinwegsehen. An seinem Entstehen hat auch die Theologie einen wesentlichen Anteil: Betrachten wir die Entwicklung der theologischen Disziplinen während der letzten Jahrzehnte, dann sehen Sie, wie die Kirchengeschichte immer stärker streng historisch arbeitet. Kein Patristiker wird heute das Konzil von Chalcedon als Werk des Heiligen Geistes darstellen. Die Exegesen wurden methodisch immer feiner und damit auch philologischer, semiotischer. Zwar mögen sie ehrenamtlich auch predigen, aber keiner wird geistliche Schriftauslegung als Ergebnis

¹ Gott ist nicht als Trostfunktion (individuell) oder Moralfunktion (gesellschaftlich) zu verkaufen. Wer Religion mit der Absicht vertreibt, sie könnte das Leben der Menschen bessern oder Gesellschaften stabilisieren, enttäuscht gerade die wirkliche religiöse Erwartung: Kein Niedergeschlagener lässt sich trösten, wenn der Pfarrer auftritt mit dem Gestus „Ich bin gekommen, um Sie zu trösten.“ Der Trost darf sich allenfalls wie eine Nebenfolge einstellen, nie als Hauptintention des Trösters verfolgt werden.

seiner Arbeit veröffentlichen. Dasselbe sehen wir in der Pastoraltheologie, die entweder psychologisch oder soziologisch arbeitet, oder in der Moralthologie, die sich in die Sachlogiken der Umweltethik, Wirtschaftsethik, Medienethik hinein differenziert, um am Ende meist ein sehr allgemein-vernünftiges Werturteil anzubieten.

Dem Theorieimport in der Theologie entspricht umgekehrt ein Theologieimport in der Religionswissenschaft, die sich nicht mehr nur für religionsgeographische oder ethnologische Fragen interessiert, sondern auch den Aufbau von religiösen Dogmatiken, auch für Gottesbegriffe, also interne Fragen untersucht. Ich behaupte, die beiden Wissenschaften – Theologie und Religionswissenschaft – haben die alte Arbeitsteilung Innenbeobachtung und Außenbeobachtung weitgehend aufgegeben und gehen ineinander über. Wir stehen vor einer umfassenden Zerlegung des Christentums in historische und soziologische Gegenstände. Für unsere Frage bedeutet das, dass wir es nicht mehr mit einem fest umrissenen Gegenstand „Christentum“ zu tun haben, sondern mit einem religiösen Feld, in dem allerlei vorkommt. In der Sprache der Systemtheorie: Aus den vielen Traditionen und Religionen wird ein einziges auf sich selber reagierendes Religionssystem (vgl. Weltmarkt). Und aus diesem Feld bedienen sich die Menschen.²

Das kann man alles ganz schrecklich finden, aber ich möchte die These vertreten, dass Hochreligionen und auch das Christentum auf einem solchen religiösen Feld aufbauen und dass ein solch halbheidnisches Interessiertsein keineswegs nur eine Verfallsform darstellt, sondern eine wichtige Vorform.

² Die Menschen interessieren sich angesichts dieses Angebotes dann auch zunehmend für Jesus als historische Gestalt, für die Kreuzzüge als historische Katastrophe, für die Entdeckung neuer Texte als historische Texte, also für religiöse Sachkunde. Hinzu kommt die Nachbarschaft der Religionen zueinander: Nicht nur stehen in der Abteilung Religion bei Hugendubel der *Weltkatechismus*, die *Bibel*, der *Koran*, das *I-Ching* und die *Bhagavad-Gita* nebeneinander, die Religionen reagieren aufeinander auch schneller und öfter, immer mehr Hindus wissen heute, wer Jesus ist, und immer mehr Christen lernen, wer Krishna ist. Je selbständiger die Wirtschaften und Politiken der Welt funktionieren, desto klarer wird der religiöse Sektor insgesamt ausdifferenziert und damit als ein religiöses Feld erst deutlich. Entgegen unserer Wahrnehmung, alles sei in den USA evangelikal gelenkt, gibt es dort auf der Ebene des öffentlichen Lebens eine immer striktere, z. T. neurotische Trennung von Religion und Business (no „Christmas greetings“ in our firm, only seasons greetings). In Indien, dem vielleicht religiösesten Land auf dieser Erde, funktioniert das Nebeneinander der vielen Religionen gerade deshalb, weil sie sich auf politischer Ebene kaum stoßen. Nur dort, wo es um handfeste Konflikte um Land oder Macht geht (Palästina: Irak) bilden Religion und Politik ein brisante Mischung.

2. Begriffsklärung – zweierlei Heiden: „gentiles“ und „pagani“

Bevor wir über die falschen Leute sprechen, ist zu prüfen, ob der alte Begriff „Heiden“ für unsere heutige Situation passt. In der griechischen Antike teilte man die Menschen ein in Hellenen und Barbaren, wie dann in der römischen Antike zwischen Lateinern und Barbaren.³ Wie Juden sich auf Noah-Sohn Sem zurückführen, so die Griechen auf den Deukalion-Sohn Hellen.

Auch Paulus unterscheidet in Röm 1,14ff. zwischen „Griechen und Barbaren, Weisen und Unvernünftigen“. Diese beiden Gruppen fasst er unter dem Begriff *ethnē*/Heiden, zusammen, denn vor dem Evangelium sind alle Bildungsunterschiede nivelliert: Gebildete und Bildungslose bedürfen der Gerechtsprechung durch Gott in gleichem Maße. In Röm 2 kontrastiert er diese Gruppierung mit den „Juden“. Auch hier gilt die Figur: Vor dem Evangelium sind alle gleich: Beschnittene und Unbeschnittene. Für Paulus ist die Differenz unter den Nichtjuden theologisch bedeutungslos.

Wir haben es seit jeher mit zwei verschiedenen Heidentümern zu tun: der Differenz aus Juden und Nichtjuden (den Völkern, *ethnē*) sowie der Differenz aus Griechen und Nichtgriechen (den Barbaren, *barbaroi*). Im Lateinischen lässt sich das besser darstellen: *gentiles* und *pagani*.

Paganus kommt aus dem Soldatenjargon; der Begriff dient zur Diffamierung von Zivilisten. Er findet Eingang in den christlichen Sprachgebrauch als Gegenbegriff zum *miles Christianus*, „der im Taufgelöbnis einen Fahneide (*sacramentum*) auf den himmlischen Herrn geleistet hatte.“⁴ Ab dem 4. Jahrhundert entwickelt sich auch semantisch die Unterscheidung in unwissende Heiden (*gentiles*), die von der Botschaft noch nicht gehört haben, und schuldigen Heiden (*pagani*), die die Botschaft ablehnen bzw. ihre angestammte Religion nicht aufgeben wollen.⁵ Wen meinen wir also, wenn wir von „neuen Heiden“ reden:

die bloß religiös ungebildeten Unwissenden (*gentiles*), die religionssoziologisch in der Kategorie des Indifferentismus (Franz Xaver Kaufmann) beschrieben werden? Oder sprechen wir von den religiös Distanzierten (*pagani*), die zwar irgendwie Religion kennen, sie aber entweder nicht oder anders betreiben (als Muslime z.B.) oder das Christentum als besonders deformierte institutionalisierte Form von Religion kritisieren (z.B. *Bund für Geistesfreiheit*).

In den neuen Bundesländern finden wir – mehr als in anderen europäischen Ländern – diese Form der paganen Distanzierung von Religion insgesamt.⁶ Nach Auskunft der Religionssoziologie ist Religionsdistanz dort konsistenter: Wer nicht an Gott glaubt, glaubt auch sonst nichts. In anderen europäischen Ländern lassen sich neben dem Gottesglauben in viel höherem Maß andere weichere Glaubensformen feststellen (z.B. Glaube an ein höheres Wesen oder eine Energie).⁷

Also: Die neue Art des Heidentums bewegt sich m.E. langsam von gezielter Ablehnung des Christentums auf unbedachte Unkenntnis zu. Die kommende Form des Heidentums wird wohl eher eine Art freundliches Interesse an Halbgewusstem sein. Vielleicht kann man diese Motivlage vorsichtig mit gezielter Aufmerksamkeit bezeichnen. Man möchte gerne wissen, was es mit dem Christentum auf sich hat. Schließlich tauchen in der Werbung, in den Romanen, in den Spielfilmen immer wieder religiöse Motive auf. Jesus interessiert zunächst als historische Gestalt (*Sonntagsblatt*-Umfrage), und man ist fasziniert, dass es Menschen gibt, die ihr Leben diesem Jesus Christus widmen.

man aufklären muss. Sie machen also nicht alles falsch, machen es aber anders. Sie können es nicht besser wissen. Die *Pagani* hingegen sind klassisch nicht mehr einfach potentielle Missionsobjekte, sondern religiöse Gegner (Häretiker, Leugner). Sie stehen in einem konträren Gegensatz. Sie mögen dasselbe tun, verfolgen aber andere Ziele. Sie wollen es nicht besser wissen.

6 Vgl. die religiöse Selbsteinschätzung: 66 Prozent in den neuen Bundesländern glauben nicht an Gott. In anderen Ländern findet sich unter den Gottesleugnern dagegen ein hoher Prozentsatz (50 Prozent), der an ein höheres Wesen glaubt. Gert Pickel, „Areligiosität, Antireligiosität, Religiosität“, in: Christel Gärtner/Detlef Pollack/Monika Wohlrab-Sahr (Hgg.): *Atheismus und religiöse Indifferenz*, Opladen 2003, 247–269, 259. Pickel will Ostdeutschland zwar keine Sonderentwicklung zuerkennen, zeigt aber den Bedeutungsverlust der Kirchen. Auch Pollack analysiert die erwartete, aber ausgebliebene Revitalisierung von Religion nach 1989. Vgl. Detlef Pollack, „Zur Entwicklung von Religiosität und Kirchlichkeit am Beispiel der evangelischen Kirchen in der DDR“, in: ders. *Säkularisierung – ein moderner Mythos?* Tübingen 2003, 95–107.

7 Vgl. Miklós Tomka, „Religion in den neuen Bundesländern – im internationalen Vergleich“, in: *Religion und Kirchen in Ost(Mittel)Europa: Deutschland-Ost*, Ostfildern 2003, 343–368, 347ff.

3 Römer und Griechen waren sich bewusst, dass sie weder so groß wie die Germanen noch so schlau wie die Afrikaner (so Vegetius im 4. Jahrhundert bei der Beschreibung des römischen Menschen) waren und dennoch konnten sie einen klaren Unterschied angeben: die Bildung in Form der Sprachbeherrschung. Vgl. Andrea Giardina, *Der Mensch in der römischen Antike*, Essen 2004, 9.

4 Vgl. Hans-Werner Gensichen, Art. „Heidentum I“, in *TRE* Bd. 14, 590–601, 592.

5 Das Zweite Vatikanische Konzil gebraucht diese Unterscheidung in *Ad gentes*, 10: Danach gibt es religiös kenntnislose Agnostiker (*gentiles*) und widersprechende Atheisten (*pagani*). Man kann diese beiden Abstandsbezüge auch logisch beschreiben: Zwischen Christen und den *Gentiles* herrscht ein subkonträrer Gegensatz, denn es gibt noch gar kein Gemeinsames, um das man streiten könnte. Die *Gentiles* sind noch ganz in sich selber verloren; sie wissen erst rudimentär vom Christentum und gelten aus christlicher Perspektive als Vorform, die

Die Aufmerksamkeit für religiöse und damit auch christliche Motive steigt ständig, aber ohne Bereitschaft zum Engagement. Wie soll das Christentum damit umgehen? Ist das Christentum nicht gegen *pagani* gerichtet? Ist es nicht eine Entscheidungsreligion, die seit jeher die Umkehr gepredigt und den Kircheneintritt als Konversion verstanden hat, bei der man nicht nur einige Dinge wissen muss, sondern bei der man entschieden den Christusglauben bekennen und dem Satan abschwören soll?

3. Rückblende ins 2. Jahrhundert – Religiöse Pluralisierung und ihre christliche Antwort: Organisation

Um die Gegenwart besser zu begreifen, bietet sich eine Rückblende an: Werfen wir einen Blick auf die Anfänge des Christentums, als es vor einer ähnlichen Situation stand. Dafür bietet sich das 2. Jahrhundert an, eine Zeit, in der es sich – lange bevor es Reichsreligion wurde – in der religiösen Ursuppe des römischen Reiches behaupten musste. Rom war Mitte des 2. Jahrhunderts keineswegs vom „spätantiken Geist“ der Depression belastet⁸, sondern ein Kessel voll mit religiösen Gruppen und Experimenten. Die *urbs* „bietet im 2. Jahrhundert nicht ein Bild religiöser Not, eher herrscht Überangebot, zumal wenn Astrologie, Magie und Philosophie in die Übersicht einbezogen werden.“⁹ Zwei Merkmale finden wir auch hier wieder: Pluralisierung von Religion und ihr ironisches Ernstnehmen.

In diese Situation hinein antwortete das Christentum mit strengen Organisationsformen. Strukturbildend wurde die Form der Kirche, wie sie Irenäus kurz nach Justin entwarf: Bei ihm finden wir plötzlich alle Elemente des kirchlichen (bei Justin noch die Form des Lehrhauses) Christentums:

- das Amt, v.a. des Bischofs und seine Rückführung auf die apostolischen Ursprünge
- den abgeschlossenen Kanon, der genau vier Evangelien (gegen das Evangelium von der Wahrheit und für das Johannes-Evangelium).
- eine klare Häresie-Orthodoxie-Unterscheidung, gegen die Annahme von bloß Suchenden, bloß sittlich Irrenden. Stattdessen die eindeutige Identifizierung

⁸ So die zur Mehrheitsmeinung gewordene These des epochalen Werks: Hans Jonas, *Gnosis und spätantiker Geist*, Bd. 1: *Die mythologische Gnosis*, 3. Aufl. Göttingen 1964.

⁹ Hubertus Cancik, „Gnostiker in Rom. Zur Religionsgeschichte der Stadt Rom im 2. Jahrhundert nach Christus“, in: Jacob Taubes (Hg.), *Religionstheorie und Politische Theologie*, Bd. 2: *Gnosis und Politik*, München u.a. 1984, 163–184, 173.

von solchen, die sich zwar Christen nennen, aber einen ganz anderen Christus verkünden, wie z. B. die Gnostiker.

- die Formulierung einer Wahrheitsregel, das ist die Vorläuferin unseres apostolischen Credo und der späteren Konzilsdefinitionen.

4. Die Grundgestalt von Religion: zweierlei Transzendenz

Ich gehe davon aus, dass Religion nur dort vorliegt, wo zwischen Welt und Überwelt ein sprachlicher Unterschied gemacht wird. Wo nur von Immanenz und ihren eventuellen Brüchen gesprochen wird, da kann man die Probleme auch ökonomisch oder psychologisch lösen. Wo aber mit einer zweiten Welt gerechnet wird, in der sich alles, was sich im Diesseits abspielt, noch einmal abbildet, wo also ein Jenseits als Gegenüber angenommen wird, da und nur da haben wir es mit Religion zu tun. Am Anfang steht also die Unterscheidung zwischen jenseitige Welt – hiesiger Welt, zwischen Transzendenz und Immanenz.

Jede Erfahrung, die vorkommt, kann auf eine dieser beiden Seiten gebucht werden. Die beiden Welten stehen sich konträr gegenüber. Transzendentes ist das Gegenteil von Immanentem, so wie das Übersinnliche die Negation von Sinnlichem ist. Wir bekennen dies in unserem ersten Glaubensartikel, der ebenfalls die *visibilia* und die *invisibilia* unterscheidet. Diese allgemeinreligiöse Unterscheidung aber hat zwei Schwächen:

- a) Sie reduziert das Transzendente auf das Gegenteil von Immanentem. Damit verkommt das Religiöse zu einer Art Ambulanz für alle Unzulänglichkeiten und Unterbrechungen, die wir im irdischen Leben erfahren: Wer sich armselig fühlt, hofft dann auf transzendente Erfüllung, wer krank ist, hofft auf Heilung im Himmel, wer zu früh stirbt, der erwartet ein Leben in der anderen Welt. In dieser Form vollzieht Religion eine Funktion als Kontingenzbewältigung.
- b) Die zweite Schwäche: Sie franst aus. Wenn das Transzendente die abstrakte Form von Immanentem ist, dann legt sich der Gedanke nahe, dass sich dieses Verhältnis noch einmal im Himmel wieder findet. Wäre es nicht logisch, anzunehmen, es gibt einen niederen Himmel und einen höheren Himmel und darüber noch einen höheren. Genauso wie man die irdische Welt in grobstoffliche, feinstoffliche und ätherische Schichten einteilen könnte.

Beide Versuche haben ihre Nachteile: Im ersten Fall bleibt Religion zu stark an innerweltliche, disparate Problemlagen gebunden, im zweiten Fall hebt sie ab, weil sie an gar nichts mehr gebunden ist. Deshalb bemühen sich zumindest die Hochreligionen, diese Inflation einzudämmen. Sie führen eine zweite ganz anders

geartete Transzendenz ein: Gott (Brahma), die Transzendenz von Transzendenz und Immanenz. Von ihr aus kann man die vielen kleinen Geister, Heiligen und Engel relativieren. Denn sie alle bilden vor Gott nur eine übersichtliche Gruppe. Für Gott ist die irdische Welt kein unendlicher Raum, sondern eine überschaubare, geschichtlich und kosmologisch strukturierte Größe. Gott fungiert so als eine Art Einheitsformel, die zusammenfasst, was sonst beliebiger Teilung ausgesetzt wäre. Gott ist keine weitere gesteigerte Transzendenz, sondern liegt auf einer anderen Ebene.

Auch das bekennen Christen bereits im ersten Glaubensartikel „Ich glaube an Gott, [...] den Schöpfer des Himmel und der Erde.“ Formal gesprochen: Gott ist die Zusammenfassung der Differenz von Transzendenz und Immanenz. Von außen betrachtet, bildet er das Label einer Religion, ihr Erkennungszeichen und ihre Unterscheidung von anderen Systemen wie der Politik oder der Wirtschaft: „Bei uns geht es allein um Gott“. Von innen betrachtet, bildet Gott das Letztmotiv allen Betens, aller Askese und aller Riten. Um Gottes willen sind Christen religiös und streben nach oben. Nicht weil sie in den Himmel kommen wollen – das wäre Heilsegoismus –, sondern weil sie Gott nahe kommen wollen.

Wenden wir dieses Schema auf unseren Gegenstand an: Dann war die Definition Christi als einzig geborener, gleichwesentlicher Sohn des Vaters die Einführung dieser zweiten, hohen Transzendenz zur Regulierung von übermäßiger religiöser Produktivität.

5. Übertragung: Die veränderte Situation heute

Im Unterschied zum 2. Jahrhundert befinden wir uns nicht mehr in einer Umwelt voll von Dämonen, Nymphen und Geistern. Die Umwelt des Christentums in Mitteleuropa ist zunächst bestimmt von Rentenversicherung, Gesetzen, Karriere und Arbeitsplatzsorge, medizinischer Vorsorge, Werbung und wissenschaftlichen Entdeckungen. Diese Systeme funktionieren gut, sie bereiten den einzelnen eine im historischen Vergleich nie da gewesene Existenzsicherheit, und darüber sollte man auch nicht klagen oder Notzeiten nachtrauern, als die Leute noch beteten. Die Ausgangssituation für Religion hat sich radikal gewandelt. Zwar mag es gesellschaftlich ein Bedürfnis geben, aber auf individueller Ebene ist Religion ein freiwilliges Engagement. Niemand muss einer Kirche angehören, aber jeder muss einkaufen gehen und Steuern zahlen. Grundsätzlich ist unsere Umwelt säkular strukturiert, und je effizienter die anderen Systeme werden, desto stärker wird sich Säkularisierung ausbreiten. Detlef Pollacks Festhalten am Säkularisierungstheorem möchte ich auf ganzer Linie zustimmen.

Wir haben es also heutzutage weniger mit *pagani*, also Andersreligiösen zu tun, sondern immer mehr mit *gentiles*, den *Nichtreligiösen*. Sie rechnen nicht mit Religion, weil sie es auch nicht müssen. Viele Motivlagen, die im 2. Jahrhundert die Menschen selbstverständlich zu den Altären trieben, wie Bitte um Gesundheit, Gebet für die *patria* und den Kaiser, Schutz des Hauses vor schlechten Einflüssen, Bitte um Fruchtbarkeit etc. All das ist weggefallen, und das ist gut so. Wir sollten uns nicht verwaschene halbreligiöse Bedürfnisse zurückwünschen. Die Ausdifferenzierung, dass der Kranke sich an die Medizin und der Verfolgte sich an den Rechtsanwalt hält, ist bei aller Zersplitterung der Lebensbereiche ein Freiheitsgewinn auch für die Religion. In der Religion geht es um Religiöses und nichts anderes. Aber was ist das Religiöse? Jetzt kommt die eben getroffene Unterscheidung zum Tragen: Für die *gentiles* ist es die erste, niedere Transzendenz, für die *pagani* die zweite, hohe Transzendenz.

Unter den Heiden mag es noch religiös Vorinformierte, *pagani*, geben, deren Ansprüche höher sind und für die eine konzentrierte Form des Christentums attraktiv ist. Sie wollen von Gott als dem allein zu Verehrenden hören. Sie verhalten sich kritisch allen Kompromissformen gegenüber. Das kann zu zwei Reaktionen führen: Entweder sie lehnen Religion als Fanatismus bzw. Dummheit ab („unwissenschaftlich“ sagte man in der DDR), oder sie wechseln in echten Konversionen zur Hochform über.

Die Mehrzahl der neuen Heiden gehört eher zu den *gentiles*. Diese sind fasziniert von der Unterscheidung in Welt und Überwelt, sie interessieren sich für alle Formen von Übersinnlichem. Aber die säkulare Welt bietet sie ihnen nicht mehr, dazu müssten sie schon nach Indien fahren, wo das Ersttranszendente geradezu auf der Straße liegt, in jedem Geschäft ein Altar steht, jede Therapie spirituelle Anteile enthält, jede Biografie von hilfreichen und boshaften Geistern begleitet wird.

Auch das Christentum hat der zweiten Gruppe wenig zu bieten. Und da setzt meine Kritik an. Die *gentiles* treffen auf ein Christentum, dessen institutionelle Gestalt in einer Situation des religiösen Konkurrenz- und Überangebots entstanden ist, das man mittels einer hohen Transzendenz einzudämmen suchte. Dass Menschen einmal areligiös sein würden und in säkularer Umwelt aufwachsen könnten, hatten die Väter und Konzilien der Kirche nicht im Blick. Würden wir heute die Systemgestalt von damals übernehmen, dann wäre die Aufgabe: vor falscher Religion zu warnen und niedrige Transzendenz kritisieren. Alles, was nicht auf Christus, den Gottessohn, bezogen ist, fiel letztlich unter den Verdacht des Götzendienstes.

6. These: Stärkung der niederen Transzendenz

Ich halte es heute für eine Aufgabe des Christentums, sich nicht allein auf seine Kernbotschaft zurückzuziehen. Freilich ist das Wort von Kreuz und Auferstehung die Herzmitte des Glaubens. Aber im Blick auf die neuen Heiden, v.a. auf die *gentiles*, muss es unsere Sorge sein, auch den Bereich der ersten Transzendenz zu pflegen.

Bevor sie zur hohen Transzendenz gelangen, wollen sie erst erlernen, wie man religiös musikalisch wird. Paulus würde sagen: Sie benötigen Milch statt fester Speise, denn diese können sie nicht vertragen. (1 Kor 3, 2) Also ein Gehör bekommen für den Unterschied von transzendent und immanent. Hierfür benötigt man Übungsfelder. Im Unterschied zur Alten Kirche besteht die Aufgabe heute darin, das Feld der oft noch vorchristlichen Transzendenz zu bestücken. Man muss sozusagen Themen einspeisen in den religiösen Pool, an dem Suchende ihr religiöses Gehör üben können, bevor sie komplexe Harmonien lernen (wie das Christusbekenntnis zu sprechen). Wie bei einer Sprache geht es darum, dass sie überhaupt gesprochen wird und in Übung bleibt, dass das Grammatikgefühl erhalten bleibt und nicht nur Wörterbücher gepflegt werden. Anstatt die Rolle von Weltanschauungsbeauftragten der Gesellschaft einzunehmen, die vor Sekten und Esoteriken warnen, sollten die christlichen Kirchen dafür Sorge tragen, dass religiöse Themen im Gebrauch bleiben. Erst dann – wenn Religion wirklich zirkuliert – kann man Missbrauch identifizieren. (Hier unterscheiden sich die beiden Konfessionen in Deutschland: reformatorische Kirchen werden viel früher die hohe Transzendenz einfordern). Wir sollten nicht mehr darauf vertrauen, dass sich der religiöse Pool von allein füllt. Der muss gespeist werden. Anstatt ihn aber von außen füllen zu lassen von magischen, synkretistischen oder quasi-fernöstlichen Formen, kann gerade der Katholizismus auf ein reiches Feld des Vor-Christlichen aus der eigenen Tradition zurückgreifen.

Ich meine die Rede

a) von *Sakramentalien*, also Segenshandlungen, die in der Gnadenordnung weit unterhalb der Sakramente liegen. Frustrationen aus Taufgesprächen und Erstkommunionkursen ergeben sich zum großen Teil daraus, dass Menschen nicht nach dem Sakrament der Konversion bzw. der eucharistischen Vereinigung mit Christus fragen. Sie wollen einfach eine schöne Gute-Wünsche-Feier für das Neugeborene oder einen katechetischen Kurs zur Einführung in das Christentum. Die entscheidungskirchlichen Erwartungen der volkskirchlichen Pfarrer werden damit regelmäßig enttäuscht. Wie viel besser wäre es, einen Großteil unserer pastoralen Erwartungen abzusinken und als Ziel zu formulieren: „Ich will, dass Menschen in Berührung kommen mit Religion im Allgemeinen!“

Ich meine die Rede

b) von *Devotionalien*, v. a. die reiche Bildertradition, die sich in Orthodoxie und Katholizismus neben der Texttradition erhalten hat. Devotionalien wurden oft als Ablenkung vom Eigentlichen oder als Konzession an Analphabeten gesehen. Und doch fungieren Bilder in der Spiritualität vieler, auch entschiedener Christen, gewissermaßen als Tapete, auf der sich Hochtranszendentes abzeichnet.

Ich meine die Rede

c) von den *Engeln*, die sich bereits im 2. Jahrhundert in Konkurrenz zur Christologie befanden. Sie bevölkern den Himmel, aber sie sind nicht Gott. Die Konjunktur der Engelliteratur ist vor diesem Hintergrund nicht als Verfallsform zu geißeln, sondern als ein Motivkomplex, auf dem man aufbauen und weiterführen kann. Engel waren immer dazu da, zu Gott zu führen und seine hohe Transzendenz vor zu neugierigen Blicken zu schützen.

Ich meine die Rede

d) von den *Heiligen*, wie Nikolaus. Anstatt die Kommerzialisierung des Weihnachtsmannes polemisch hochzuspielen, sollten wir ihn benutzen, um seine Funktion als Christusrequisite zu betonen. Der Nikolaus ist geradezu ein Paradebeispiel, der Brauchsteuerung. Sogar der viel gescholtene *Coca-Cola-Zipfelmützen-Santa-Claus* kann historisch zurückgeführt werden auf den Versuch, in protestantischen Gebieten eine Gabenbringerfigur zu etablieren, bei der die bischöflichen Insignien fehlen. Er schützt Christus davor, zum Belohnungsoskel degradiert zu werden, indem er diese Aufgabe selber übernimmt.

Ich meine die Rede

e) vom *Himmel*. Wir sollten die Rede von „Lichtreich“ (Bachblüten) oder dem „Sommerland“, also einer zweiten, heileren Welt nicht vorschnell kritisieren, weil sie bloß Sehnsüchte projizieren und ihnen der Gedanke des Gerichtes fehlt. Stattdessen wäre darauf hinzuweisen, dass das Christentum die Vorstellung vom Himmel kennt, ihn aber immer nur als Thron Gottes, als utopischen Ort, von woher er wiederkommt, benutzt.

Ich meine die Rede

f) von den *Charismen* im Unterschied zum einen Heiligen Geist, der aus dem Vater hervorgeht und den der Sohn sendet.

Das alles mag sehr opportunistisch klingen, nach dem Motto: Wenn die neuen Heiden geringere Ansprüche haben, bedienen wir sie halt auf niedrigerem Niveau. Die Gefahr einer Spirale der Anspruchslosigkeit nach unten ist nicht von der Hand zu weisen. Aber es gilt auch das Umgekehrte. Die Spirale nach oben kann nicht abheben, wenn sie nicht unten beginnt. Anders als kleine Gesinnungssekte, die unmittelbaren Offenbarungszugang zu haben meinen, schöpfen traditionelle

Hochreligionen, zu denen auch das Christentum gehört, aus dem Feld der *praeparatio evangelii*. Ohne die lose gekoppelten Motive, die man aufnehmen oder die man ablehnen kann, die oft nur als *teaser*, als *appetizer* dienen, ist es schwerer, hochtranszendente Figuren zu bauen. Sie verhalten sich wie eine Lösung, in der sich dann und wann ein Kristall bildet – wie das Meer von Wörtern, aus dem dann und wann ein Gedicht entsteht. Also: Nicht nur aus pastoraler Generosität den Neu-Heiden gegenüber, auch im Interesse an der Farbigkeit und der Selbstfortsetzungsfähigkeit des christlichen Glaubens sollten Christen heute den Pool der niederen Transendenzen gezielt bestücken.

Weltbilder – Bildwelten. Das Medium Fernsehen und die Macht des Zeigens

Hans-Joachim Höhn

„Die Welt sieht so aus, wie wir sie ansehen!“ – in dieser These steckt mehr als eine Wortspielerei. Sie enthält im Kern die Grundidee jener „cultural turns“, der seit geraumer Zeit die Geistes- und Sozialwissenschaften folgen.¹ Bei dieser Wende geht es nicht um eine Abkehr vom Gegenstand der Erkenntnis, sondern um eine Hinwendung zur Art und Weise, wie dieser Gegenstand sich zeigt, gesehen und gedeutet wird. Vor allem geht es um eine Analyse der Medien, die dabei im Spiel sind. Medien sind Wahrnehmungslieferanten und Aufmerksamkeitsfilter für das, was in der Welt geschieht. Wer also wissen will, in welcher Welt wir leben, sollte sich anschauen, wie wir uns Bilder von ihr machen und wie wir diese Bilder herumzeigen. Die Welt und die Bilder von ihr sind buchstäblich „Ansichtssachen“. Sie werden vermittelt von Medien, die nicht nur etwas zeigen, sondern auch zeigen, wie man etwas sehen und zeigen kann. Beim „medial turn“ steht daher weniger das Abgebildete im Zentrum. Vielmehr verschiebt sich das Erkenntnisinteresse auf den Vollzug des Abbildens, Zeigens und Sehens und auf die Wahrnehmung dieser Vollzüge.² Daraus ergibt sich auch ein neuer Zugang, um die Bedeutung medialer Macht zu analysieren. Denn der Kampf um Macht ist stets auch ein Kampf um Bilder. Zwar wechseln beständig die Schauplätze und die Beteiligten, aber die Logik der Macht- und Bilderkämpfe bleibt gleich: Es geht darum, die Macht über die Macht der Bilder zu erringen. Denn jede Macht lässt sich steigern, wenn sie sich medial inszenieren kann. *Das Bildlose ist das Machtlose*. Die Entmachtung der Herrschenden wird mit der Entfernung von Insignien ihrer Macht besiegelt. Der Kampf um die Macht der Bilder und die Bilder der Macht kann aber auch weniger dramatisch ausgetragen werden. Es kommt darauf an, Einfluss zu nehmen auf die Sehgewohnheiten und Sichtweisen des Menschen. Auf dieser Grundlage ist es möglich, weitaus nachhaltiger Weltbilder zu vermitteln als durch einen Bildersturz oder Bildersturm.

¹ Vgl. St. Mqebius (Hg.), *Kultur. Von den Cultural Studies bis zu den Visual Studies*, Bielefeld 2012.

² Vgl. A. Keppler, „Perspektiven einer kultursoziologischen Medienanalyse“, in: M. Wohlrab-Saar (Hg.), *Kultursoziologie. Paradigmen – Methoden – Fragestellungen*, Wiesbaden 2010, 101–126.

BERLINER BIBLIOTHEK
RELIGION – KULTUR – WISSENSCHAFT

Herausgegeben von Thomas Brose

BAND 1

 PETER LANG
EDITION

Thomas Brose (Hrsg.)

Religion – Macht – Freiheit

Deutsches Neuland: Eine Zwischenbilanz

 PETER LANG
EDITION